

Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 52 (1973)
Heft: 11

Artikel: Wollen wir Gesamtschulen? Und welche?
Autor: Michel-Alder, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-338729>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wollen wir Gesamtschulen? Und welche?

«Gesamtschule» ist eines der wichtigsten Stichworte zum Thema Schulreform. Fast alle praktischen Vorschläge zur Verbesserung unseres Schulwesens laufen auf Gesamtschulmodelle hinaus. Um die Grundzüge einer Gesamtschule – die sich als Alternative zum Bestehenden definiert – verstehen und beurteilen zu können, empfiehlt sich zunächst eine Auseinandersetzung mit den Defiziten des traditionellen Schulsystems. Daraus lassen sich Massstäbe gewinnen zur Einschätzung konkreter Reformvorhaben.

Die Defizite unseres traditionellen Schulwesens

Unser Schulsystem mit seinen hierarchisch geordneten Schultypen (oben steht das Gymnasium, mit sinkender Wertschätzung folgen Sekundarschule, Realschule usw.) spiegelt unsere *gesellschaftliche Schichtung* wider. Es reproduziert die Ungleichheit beruflicher und sozialer Chancen hartnäckig, indem es bestimmte Verhaltensweisen (wie sie in den bürgerlichen Mittelschichtsfamilien zur normalen Erziehung gehören) besonders belohnt (mit guten Noten) und fördert. Solche «angeborenen» Privilegien haben aber eigentlich in einer Demokratie, die allen gleiche Rechte und Möglichkeiten verheisst, nichts zu suchen. In diesem Zusammenhang wird die Forderung formuliert, dass eine künftige Schule einen Ausgleich schaffen soll zwischen den verschiedenen Voraussetzungen zur Entfaltung von Begabung (die weit eher ein Produkt als die Bedingung von Erziehung ist) bei Kindern aus unterschiedlichen Familienmilieus. Wir wissen recht genau, wie schlecht das heute funktioniert. Eine Genfer Untersuchung (von Roger Girod) hat nachgewiesen, dass beim Schülerjahrgang 1942/1943 70,5 Prozent der Buben von Hilfsarbeitern nicht über die Primarstufe hinauskommen. Sie bleiben sitzen oder erreichen bestenfalls Primar-Oberschulen oder Abschlussklassen. Den Söhnen von leitenden Angestellten und Direktoren passiert das gleiche «Schicksal» nur zu 5,5 Prozent. Doch nicht nur die sozial Schwächeren kommen in unserem Schulwesen zu kurz: Die Kinder aus ländlichen Gebieten sind ebenfalls deutlich benachteiligt. Dazu ein Beispiel aus der Zürcher Mittelschulstatistik:

In der Gemeinde Küsnacht am Zürichsee haben 43 Prozent aller Jugendlichen die Chance, eine Mittelschule zu besuchen. Der kantonale Durchschnitt liegt bei 15 Prozent. Die Kinder in Bauma im Zürcher Oberland finden den Weg in diese Schulen bloss zu 1,3 Prozent. Das Schicksal der Mädchen ist erfolgloser und kürzer als dasjenige der Buben, und Angehörige der katholischen Religion sind weniger bildungsfreudig als andere.

Die Schulen erzwingen heute zu *frühe Entscheidungen* über die weiteren Bildungswege und damit künftige Berufschancen und gesellschaftliche Positionen. Nach dem 6. und 8. Schuljahr werden ganz wichtige Weichen gestellt, in einem Zeitpunkt, wo die Kinder zu jung sind für eigene Entscheidungen. Den Eltern, die im wesentlichen das «Schicksal» steuern, fehlt zumeist der Überblick (was wirklich niemandem übelzunehmen ist). Doch diese Schulentscheidungen sind nur ausserordentlich mühsam rückgängig zu machen. Der sogenannte «Zweite Bildungsweg» ist nur von wenigen durchzustehen. Auch «Begabte» bleiben bei diesem Stress auf der Strecke. Eine Reform des Schulsystems muss spätere und vorläufige Entscheidungen öffnen – und getroffene Fehlentscheide (ohne riesige Umwege) revidierbar machen.

Die Schulen bereiten zuwenig auf das *Leben in der modernen Welt* vor. Sie sind eher auf gestern ausgerichtet und statisch, immobil. Probleme, wie das Leben in der Demokratie, die Wahl der Geschlechtspartner, Kindererziehung, Sichzurechtfinden in der Konsumgesellschaft, Freizeitgestaltung usw., werden nicht angesprochen. Auf das Erwachsensein wird nicht wirklich vorbereitet – und als «mündiger» Erwachsener leben wird doch zunehmend anspruchsvoller. Das ganze wird noch dadurch erschwert, dass man nicht an Problemen, sondern in «Fächern» lernt, dass also Realität stets nur in einer Fachdimension wahrgenommen und verstanden wird. Hier müssten ganz andere Lernverfahren praktiziert werden.

Die heutigen Schulen stopfen die Kinder zu sehr mit – rasch veraltendem – Wissen voll. Wichtiger wäre es, den Schülern Spass am Lernen zu vermitteln, Neugier und Interesse zu wahren und zu fördern. Bereitschaft zu lebenslangem Lernen, zur Weiterbildung sind für die berufliche Tätigkeit, unsere Demokratie und zur Bewältigung des Alltags unverzichtbar. Schule soll nicht in erster Linie ins Bewusstsein bringen, was der einzelne nicht kann, sondern ermutigen, auch ohne sofortigen Erfolg weiter zu «forschen». Die Schüler müssen erfahren, dass sie (fast) alles – in mehr oder weniger Zeit – lernen können. Dazu sind aber andere Schulstrukturen notwendig, damit dem Zeitbedürfnis und dem Anspruch auf Lernunterstützung der verschiedenen Kinder Rechnung getragen werden kann.

Die Kinder sind zu sehr auf *Einzelleistung* und In-den-Vordergrund-Rücken der eigenen Person gedrillt. In der Arbeitswelt müssen sie aber auch im Team arbeiten können. Überdies zeigt das Leben – vorab in den Städten – eine Verkümmernung *sozialer Verhaltensweisen* und sozialer Verantwortung, dass einem angst und bange werden kann. Die Schulen müssen hier korrigierend eingreifen.

Die Schule ist mit ihren *gegeneinander abgeschlossenen Kammern* (Mobilität gibt es nur nach unten) ein Anachronismus. Die Wirtschaft braucht andere Arbeitskräfte, nämlich mobile, die sich kurzfristig umorganisieren lassen und dank plastischen, veränderbaren Fähigkeiten und Fertigkeiten kurzfristig auf andere Produktionsmethoden und Produktionszweige um-

geschaltet werden können. (Diese Feststellung darf nicht als Zustimmung zu dieser Art von Arbeitskräftemobilität interpretiert werden.)

Man spricht oft von der *Verwissenschaftlichung unserer Welt*. Das heisst, dass zunehmend in unserem Alltag von Wissenschaft geprägte Verfahren, Apparate, Techniken usw. sich ausbreiten. Ganz besonders gilt das im Bereich der Produktion, aber auch der Dienstleistungen. Die Arbeitskräfte müssen komplizierte Verfahren, Maschinen, Geräte usw. anwenden können – die heutigen Ausbildungswege garantieren die «Zufuhr» dieser Leute nicht mehr –, im mittleren Bereich muss ein neues Potential bereitgestellt werden, Leute mit Freude an Leistung, Verantwortung und etwas eigener Initiative – diese haben im heutigen Schulwesen keinen günstigen Nährboden. Diese «technokratischen» Ansprüche an eine Schulreform sind sehr ernst zu nehmen – vermutlich wird erst der Druck von dieser Seite weiterreichende Schulreformen in Gang setzen –, das Bekenntnis und der Ruf zu mehr Demokratie und Gerechtigkeit vermögen im allgemeinen die finanziellen Mittel für Schulreformen noch nicht locker zu machen.

Die heutige Schulorganisation ist zu starr. Wer in einem Bereich Schwierigkeiten hat (einseitig begabt ist), muss total repetieren. Es kommt allzu oft vor, dass ein guter Rechner einfach in Deutsch schwach ist – und bloss in der Realschule landet, obwohl er in Mathematik mit einem Gymnasiasten konkurrieren könnte. Die entstehenden Verluste an Begabungen sind zu hoch heute. Man muss differenzierte Verfahren finden, um diese Leerläufe auszuschalten.

Das Spannungsfeld der Gesamtschuldiskussion

Die neue Schule soll also diese Defizite ausbügeln. Je nachdem, wie die Defizite eingeschätzt werden und welchen man grösste Bedeutung zumisst, sehen die neuen Schulen aus. Gesamtschule ist also nicht gleich Gesamtschule. Es gibt unzählige – bereits eingeführte oder erst geplante – Formen von Gesamtschulen.

Zum Beispiel: Wenn ich Gerechtigkeit und Demokratisierung in den Vordergrund rücke, dann baue ich eine Einheitsschule, die alle zugleich fördert und einheitliche Lehrziele ohne Selektion anstrebt. Wer eine bessere Ausrichtung auf den Arbeitskräftemarkt auf seine Fahne schreibt, dem genügt eine erhöhte Durchlässigkeit der Bildungswege nach dem 6. Schuljahr, was die verschiedenen Begabungstypen, die heute durch die Schulen hervorgebracht werden, natürlich nicht auflöst.

Die Gesamtschule wird von konservativer Seite als Ausgeburt der sozialistischen Hölle apostrophiert – man fürchtet, sie sei ein Instrument, um alte Privilegien völlig aufzuheben. Von linker Seite wird sie oft angegriffen als vollendete Leistungsinstitution, die zur Perfektionierung heutiger Zustände trefflich taugt. Wie steht es wohl? Grundsätzlich stellt sich die Frage, wieweit die *Schule als Instrument tiefergreifenden sozialen*

Wandels taugt. Man darf ihre Möglichkeiten nicht überschätzen. Sie kann mithelfen, wenn sich zugleich auch andere Faktoren ändern (unter anderem in der Arbeitswelt und im politischen Kräftefeld). Die Schule ist keine extraterritoriale «pädagogische Provinz»; jede Gesellschaft hat die – schlechte oder gute – Schule, die sie verdient. Das lässt sich sehr leicht am Beispiel der Selektion illustrieren: Eine Gesellschaft, die hierarchisch aufgebaut ist und die interessantesten und bestbezahlten beruflichen Positionen nur wenigen vorbehält, muss ein berufsvorbereitendes Bildungswesen haben, das die entsprechende Auswahl einigermaßen trifft.

Die Gesamtschuldiskussion krankt an einer schlimmen *Einseitigkeit und Konzentration auf Organisatorisches*. Fragen, wie

- Lernziele, Lehrplan und Lehrstoff (Inhalte)
- Unterrichtsstil, didaktische Situation, soziale Formen des Lernens
- Lehrerbildung und Lehrerpersönlichkeit
- Lehrmittel usw.,

werden sträflich vernachlässigt. Hier liegt ein echtes Problem. Man müsste überall zugleich ansetzen. Zum Beispiel: Mit anderen und anders ausgebildeten Lehrern könnte heute schon – in einem völlig veränderten Unterrichtsstil allerdings – einiges besser und «emanzipativer» gemacht werden. Ohne neue Lehrer (die ich damit keineswegs zu Sündenböcken stilisieren möchte) nützen aber auch die genialsten Gesamtschulinstitutionen wenig. Die Gesamtschule als neue Schulorganisation ist – das muss nachdrücklich gesagt sein – nur als *Voraussetzung der unabdingbar notwendigen inneren Reformen* zu verstehen und zu rechtfertigen.

Gesamtschule — eine Definition

Mit der Bezeichnung Gesamtschule sind Schulsysteme umschrieben, die mindestens zwei, besser alle der heute getrennt vorkommenden Schulformen: Primarschule, Sekundarschule, Realschule/Oberschule, Gymnasium/Diplommittelschule, Sonderschulen, Berufsschulen ohne Unterscheidung integrieren (verschmelzen).

Die Gesamtschule hat einheitliche Zeugnisse, gemeinsame Erziehungsziele, einen gemeinsamen Lehrplan und ein einheitliches Lehrerkollegium.

Eine Gesamtschule macht ein allgemeinbildendes, in sich differenziertes Unterrichtsangebot, das vom Schüler nach Interesse, Begabungsentfaltung und Zielsetzung bezüglich künftiger beruflicher Tätigkeit wahrgenommen werden kann.

Dagegen sind *keine* Gesamtschulen: Schulzentren, wo mehrere Schultypen räumlich zusammengeführt werden ohne inhaltliche und didaktische Vereinheitlichung. An dieser Feststellung ändert sich auch nichts, wenn die Schulleitung gemeinsam ist und bestimmte Fachräume von allen benutzt werden.

Gesamtschuleinrichtungen sind auch bei uns aktuell. Wenn immer davon die Rede ist, muss die Frage gestellt werden nach den Defiziten, die

durch konkrete Modelle aufgehoben werden. Die Gesamtschule kann eine perfekte Leistungsschule werden – sie muss es nicht. Im Vordergrund steht sicher für uns: mehr Förderung des einzelnen Kindes und mehr soziale Gerechtigkeit, Entwicklung von kritischem, politisch wachem Geist, Veränderung von fragwürdigen, heute gängigen Normen und Werten (zum Beispiel Konsumieren können, Besitzen usw.). Jede Initiative, die unter dem Motto «Gesamtschule» segelt, muss sich legitimieren als Schritt in dieser Richtung. Kleinere organisatorische Retouches, die trotzdem teuer zu stehen kommen, sind bloss Pflästerli, die qualitativ nicht ins Gewicht fallen – sie können den Weg zum weitergesteckten Ziel aber verbauen.

Im Gesamtschulkonzept stecken einige Möglichkeiten und Widersprüche – ein eindeutiges Ja wie ein Nein sind nicht möglich. Vorderhand handelt es sich um ein rohes Gerüst, aus dem aber potenziell ein gutes Haus gebaut werden kann.

Merkmale der Gesamtschule

Im folgenden wird versucht, Grundzüge einer Gesamtschule und deren Varianten für den Bereich der ersten 9 bis 10 Schuljahre zu skizzieren. Grundsätzlich lässt sich auch der weitere Schulbereich (Gymnasium, Berufsausbildung usw.) gesamtschulartig organisieren, aber mit erheblichem Aufwand. Um den Rahmen nicht zu sprengen, werden diese Fragen hier ausgespart.

In der Gesamtschule werden die von unten nach oben (vertikal) laufenden Klassenzüge ersetzt durch eine horizontale Struktur, die Altersgruppen zusammenfasst.

Differenziert wird in einem System von Pflicht- und Wahlfächern. Ausschlaggebend für die Wahl der konkreten Kurse und Lektionen sind Leistung, Eignung und Interesse der Schüler. Es öffnet sich hier die Möglichkeit zur besseren Berücksichtigung individueller Bedürfnisse der Kinder.

Der Schulstoff wird eingeteilt in *Pflichtbereiche* (der allgemein notwendige Kulturtechniken, wie Lesen, Schreiben, Einmaleins usw., umfasst) und *Wahlbereiche* (wo interessante Sachen zu lernen sind, die sicher wichtig, aber nicht absolut erforderlich sind, um in Alltag und Beruf zurecht zu kommen).

Die Kinder werden bei Schulbeginn zunächst in sogenannte *Kerngruppen* zusammengefasst (die umfangmässig etwa den traditionellen Jahrgangsklassen entsprechen), welche gemeinsam den *Kernunterricht* absolvieren.

Hier spielt die «Leistung» keine Rolle, es geht im wesentlichen um Durchmischung und gemeinsames Arbeiten von Kindern aus verschiedenen sozialen Milieus. Ohne weitere Begabungsvoraussetzungen arbeiten die Kinder in Sozialkunde, Wirtschaftslehre, Geschichte, Geographie, na-

turwissenschaftlichen Fächern (teilweise), musischen Fächern (Musik, Kunst, Sport), Muttersprache (soweit es um Kommunikation geht, aber nicht durchweg) zusammen. Wichtig ist die Gesellschaftslehre (Sozialkunde), wie wir sie heute noch kaum kennen: Hier werden die Kinder auf verantwortungsbewusstes Zusammenleben in der Gesellschaft, auf demokratisches Konfliktlösen usw. vorbereitet. Sie erhalten dabei weite Möglichkeiten zur Mitwirkung an der Unterrichtsgestaltung, der Themenwahl usw. – damit in der Schule ihre eigenen Probleme, Beobachtungen und Erfahrungen diskutiert und verarbeitet werden können. Wenn immer möglich wird anhand von konkreten Problemen und Fragestellungen aus der Realität gelernt (nicht auf Grund von Texten aus dem Lesebuch von vorgestern). Ein Beispiel: Das Thema «Wohnen» wird behandelt unter psychologischen, sozialen, finanziellen, künstlerischen, rechtlichen usw. Aspekten.

Kommentar dazu: Die Ausdehnung des Unterrichts auf gesellschaftliche Fragen ist zweifelsohne positiv zu werten – aber solcher Unterricht kann auch sehr sozial-integrativ wirken im Sinne der Versöhnung mit Problemen, die eben auch von höchster Autorität als unlösbar deklariert werden. Dieser Lernbereich wird offenbar nicht allzu wichtig genommen – dort, wo es daraufankommt, ist die Leistungsschraube angezogen. Hier kann sich allenfalls ein «Sofa-Fach» für Randstunden und Samstagvormittage entwickeln. Wenn die begabungsmässig gemischten Gruppen nur in Nebenfächern zum Zuge kommen, dann finden die bedeutsamen sozialen Lernprozesse zwischen Kindern verschiedener gesellschaftlicher Schichten einfach nicht statt.

Wichtig ist der Einbezug des Faches Deutsch. In den heterogenen Gruppen müssen Kommunikationsformen gepflegt und allenfalls verändert werden. Hier werden Einstellungen, die von der Familie einseitig geprägt wurden, relativiert und allenfalls aufgebrochen. Mit zunehmendem Alter wird der Kernunterricht abgebaut und an den Rand gedrängt. Damit die Kinder in den grossen Gesamtschuleinrichtungen nicht heimatlos werden und soziale Isolation erleiden, werden sie in ein neues soziales Bezugssystem eingegliedert – sie kommen in *Tutorengruppen*. Solche Gruppen können aus Schülern gleicher Jahrgänge zusammengesetzt sein. Besser sind auch hier heterogene Gruppen: Kinder verschiedenen Alters pflegen eine intensivere, vielfältigere und anregendere Kommunikation. Die Kinder wählen einen Erzieher oder Lehrer, der ihnen passt, zum Tutor. Dieser berät die Schüler (bei Wahlkursen zum Beispiel, aber auch generell in der Schul- und eventuell späteren Berufslaufbahn). Er kümmert sich um allfällige Fördermassnahmen, wenn das Kind Schwierigkeiten hat, und steht in Kontakt mit dem Schulpsychologen. Er erhält laufend die Ergebnisse von schulischen Leistungsbeurteilungen von den Gruppenlehrern. Er trifft die Schüler seiner Gruppe (etwa 20 Kinder) täglich und organisiert gemeinsame Wanderungen, Elternveranstaltungen usw.

Das, was bei uns wirklich zählt, die Denkschulung, Logik, sprachliche Ausdrucksfähigkeit usw., wird in *Fachleistungskursen* organisiert. Es handelt sich um Mathematik, z. T. Deutsch (Muttersprache), Fremdsprachen, Chemie, Physik, zum Teil Biologie.

Hier gibt es in einer Schule mit rund 100 Kindern pro Jahrgang drei bis vier Niveaueurse mit abgestuften Leistungsanforderungen. Zwischen den Kursen kann der Schüler wechseln – will er auf ein höheres Niveau, besucht er einen entsprechenden Förderkurs.

Kommentar: Hier liegt natürlich die grosse Gefahr, dass man wieder dort landet, wo wir heute stehen: Die Gymnasiasten lernen im A-Kurs und die Oberschüler im D-Kurs – wie heute. Immerhin kann differenzierter vorgegangen werden: Man kann in Englisch den C-Kurs und gleichzeitig in Mathematik den A-Kurs besuchen. Hier entscheidet sich im einzelnen der Sinn der Neuordnung erst beim Überprüfen der Berechtigungen, die solche Kurse bringen: Wer kann die Schulhierarchie hinauf zur Hochschule? Auch der ganz einseitig Begabte? Da muss die Reform eben weiterführen.

Diese Differenzierung kann auch zu erhöhtem Stress führen: Die Kinder werden permanent auf hohem Anspruchsniveau herausgefordert. Hier ist die Leistungsschraube effektiver angesetzt als im traditionellen Schulsystem.

Diese Leistungsdifferenzierung bringt auch andere Probleme: Man weiss aus Untersuchungen, dass die Besten unter sich ihre Möglichkeiten nicht erheblich steigern. Das Niveau der schwächeren Schüler, die unter sich sind und nicht weiter von Kameraden angeregt werden, sinkt aber merklich ab. Der schulpolitische Preis der Niveaueurse ist also hoch – denn die Förderung der Schwachen ist vielleicht doch wichtiger als die Heranbildung kleiner Eliten.

Die Differenzierung in Niveaueursen ist also problematisch. Geeigneter scheint es, mit heterogenen Gruppen zu arbeiten und dann je nach Lerngeschwindigkeit spezielle Gruppen zu bilden, die den Stoff differenzierter behandeln, während die anderen beim Wesentlichen bleiben (sogenannte Binnendifferenzierung in der Lerngruppe). Allenfalls können die schnellen Schüler eingesetzt werden, um den Langsamen zu helfen (was vor allem bei etwas älteren Schülern ausgezeichnete Ergebnisse zeitigt); «enseigner, c'est apprendre deux fois» gilt auch hier.

Sind die Schüler etwas älter, bieten sich noch andere Lösungen an. Zunächst werden in gemischten Gruppen Grundlagen erarbeitet, also eine gemeinsame Basis geschaffen. In Spezialistengruppen kann anschliessend – gemäss Interesse und Eignung der Schüler – im Rahmen gewisser Fragestellungen vertieft und weitergelernt werden. Schüler, die etwas länger Zeit brauchen, stossen etwas weniger tief in solche speziellen Aspekte vor. Wichtig ist in jedem Fall, dass die Schüler sich in Formen von Arbeitsteilung und Kooperation üben und erproben.

Eine weitere Differenzierungsmöglichkeit bietet die Unterscheidung in Kurz- und Langkurse bei gleichem Thema. Kurzkurse sind obligatorisch für alle: Hier wird Basiswissen vermittelt. Wer interessiert ist und leicht lernt, wählt den Langkurs. Die beiden Kursarten gehen allerdings nicht ineinander über – man muss sich bei Kursbeginn schon im klaren sein über seinen «Lernappetit».

Zu Kernunterricht und Fachleistungsunterricht kommen als drittes Element des Lernangebotes die *Wahlpflichtkurse*.

Die Schüler sind verpflichtet, bestimmte Kurse zu belegen, aber sie sind frei in der Auswahl. Wechsel zwischen den Kursen sind nicht mehr als zweimal jährlich möglich, um Oberflächlichkeiten vorzubeugen.

Solche Kurse gibt es vor allem in weiteren Fremdsprachen. Technik (polytechnischer Unterricht), Naturwissenschaften (mit Experimenten im Labor).

Als vierter Bereich des Lernangebots sind die *Wahlkurse* vorzustellen. Die Kinder können von diesen Möglichkeiten Gebrauch machen oder nicht. Besonders für ältere Schüler wird in diesem Bereich eine Chance eröffnet, im Hinblick auf Berufswünsche oder berufliche Tätigkeiten erste Erfahrungen zu sammeln.

Man hat sich Wahlkurse vorzustellen in Photographie, Instrumentalmusik, Chormusik, Filmklub, Lesekreis, verschiedene Formen von «Werken», Sport, Tierpflege usw.

Es wird den Schülern regelmässig Gelegenheit geboten, Erweiterungen und Veränderungen des Wahlkursangebots ihrer Schule vorzuschlagen. Die Schule ist verpflichtet, auf solche Wünsche einzugehen.

Kommentar: Hier kann das Kind Spass an der Schule entwickeln – was sehr wichtig ist. Aber die Wahlfächer stehen am Rand – «schwache» Schüler haben dafür weniger Zeit als rasche. Es ist hier ein Hobbybetrieb, der mehr als Konzession zu sehen ist denn als wesentliches Kennzeichen der Schule. Diese Annehmlichkeiten verändern den Leistungsbegriff in seiner Einseitigkeit noch nicht.

Immerhin kann in den Wahlkursen und allfälligen freien *Arbeitsgemeinschaften* das Kind erfahren, wie man mit gewisser Selbständigkeit etwas herstellt oder wie man eine Sache gut zu Ende führt. Das kann eine wichtige Vorbereitung auf eine spätere Arbeit und sinnvolle Freizeitgestaltung sein.

Fördermassnahmen:

Im Rahmen einer Gesamtschule gibt es Förderkurse folgender Art:

- Liftkurse für Kurswechsler (nach oben)
- Förderkurse für Kinder mit Schwierigkeiten kurzfristiger Art, damit sie den Kurs nicht wechseln (absteigen) müssen – also für Kinder, die krank waren, von häuslichen Schwierigkeiten vorübergehend behelligt, nach einem Wohnortwechsel usw.

- Sprachförderkurse (weil im Bereich des sprachlichen Ausdrucksvermögens und sprachlicher Fertigkeit die sozialen Unterschiede am stärksten zum Ausdruck kommen und dies den Schulerfolg nicht beeinträchtigen darf)
- Therapiekurse für verhaltensgestörte Kinder (sozial Auffällige, Schwierige usw.) – die, wenn immer möglich, nicht in Sonderschulen geschickt werden.

Leistungsbeurteilung:

Die Kontrolle der Leistungsfähigkeit wird vor allem als diagnostische Hilfe verstanden – damit man feststellen kann, wie das Kind speziell zu *fördern* ist. Mit den Leistungskontrollen ist das ganze Beratungssystem gekoppelt.

Die subjektive Beurteilung durch einen einzelnen Lehrer wird weitgehend ersetzt durch objektivierte Messinstrumente (Tests usw.). Zeugnisse haben die Form von Diagnosebogen, die Hinweise geben für die Teilnahme an speziellen Kursen, die Opportunität eines Kurswechsels anzeigen usw. Sie sollen helfen bei der Planung der weiteren Arbeits- und Ausbildungsplanung.

Kommentar: Auch wenn viel von Fördern die Rede ist, wird eine Leistungskontrolle gebraucht, um die Zuteilung zu den «besseren» und «schlechteren» Schülern zu vollziehen; eine Selektionsfunktion kann nicht weggeleugnet werden. Die sogenannte «Objektivierung» der Leistungsbeurteilung hat eigene Probleme: Sie nimmt keine Rücksicht auf die individuellen Lernfortschritte. Ein Kind kann gewaltig vorwärtsgekommen sein – und trotzdem noch unter dem Durchschnittsniveau liegen. Die objektivierten Leistungsmessungen honorieren noch immer das Verhalten, das auch früher als «intelligent» galt – sie sind statistisch allerdings etwas gerechter. Aber sie bescheinigen dem einzelnen Kind mit «objektiv-wissenschaftlicher Autorität» seine Schwäche – die Beurteilung wird unausweichlicher, unerbittlicher und kann weniger in Frage gestellt werden.

Überdies besteht die grosse Gefahr, dass man die Schulleistungen auf Dinge einschränkt, die sich überhaupt im Rahmen von Tests messen lassen. Sehr viele wichtige menschliche Verhaltensweisen (zum Beispiel soziale und gefühlsmässige) lassen sich aber kaum in Tests einfangen.

Grösse einer Gesamtschule:

Beste Erfahrungen hat man mit Schulen gemacht, die (für die ersten zehn Schuljahre) 1200 bis 1500 Kindern Unterricht anbieten. Die Jahrgangsguppen fassen entsprechend 120 bis 150 Schüler zusammen. Bei dieser Grösse lassen sich Verwaltung, Räume, Lehrerkollegium und Verkehrsbedürfnisse der Schüler noch einigermaßen überschauen und relativ leicht bewältigen. In städtischen Verhältnissen sind solche Schulen kein Problem – in ländlichen Regionen müssen Schwerpunktschulen errichtet werden, will man Gesamtschulreform treiben. Kleinere Schulinstitutionen

sind rasch nicht mehr in der Lage, das zur Individualisierung notwendige breite Lernangebot sicherzustellen.

Ganztagesschule:

Regionale Schwerpunktschulen sind organisatorisch nur noch als Ganztagesschulen denkbar (Mehrklassenschulen in Berggebieten sind das bereits heute). Aber auch in städtischen Verhältnissen empfiehlt sich die Einrichtung von Ganztagesschulen aus verschiedenen Gründen. Der normale Schultag dauert etwa von 8 bis 17 Uhr. Das Mittagessen wird gemeinsam eingenommen – was intensive Kontakte fördert, besonders zwischen Schülern und Lehrern, aber auch innerhalb des Lehrerkollegiums. Hausaufgaben gibt es keine mehr (ohnehin eine fragwürdige Einrichtung, die Kinder ohne mütterliche «Hilfslehrerin» in Nachteil bringt). Sie sind ersetzt durch Übungsstunden im Rahmen der normalen Schulzeit, an welchen Lehrpersonal teilnimmt.

Weitere Anforderungen an eine Gesamtschule:

Unterrichtsformen: Der heute gängige lehrerzentrierte Frontalunterricht muss zugunsten anderer Formen – zum Beispiel Gruppenarbeit, Kreisgespräche – abgebaut werden. Die Schüler müssen vermehrt auf Materialien zum Selbstunterricht zurückgreifen können. Damit werden sie eigenaktiver und zu mehr Selbständigkeit erzogen.

Inhaltliche Reform: Die Stoffprogramme und didaktischen Verfahren (Curricula) müssen samt den Zielsetzungen grundlegend reformiert und einer ständigen Überprüfung unterzogen werden. Das ist eine gewaltige Aufgabe. «Handgestricktes», das einer wissenschaftlichen Überprüfung nicht standhält, genügt nicht. Die Lehrer müssen in Zusammenarbeit mit Bildungswissenschaftlern einen Grossteil dieser inhaltlichen Reform vorbereiten und durchführen. Voraussetzung dazu ist eine veränderte Ausbildung, die sie auf diese Tätigkeit vorbereitet.

Fächerübergreifende Lernbereiche: Das heute übliche Fächersystem, das die Umwelt und konkrete Probleme unzulässig zerteilt und die Einsicht in grössere Zusammenhänge verstellt, ist zu reformieren. Das Lernen in Unterrichtsprojekten, anhand konkreter Fragen aus dem Alltag ist die bessere Vorbereitung auf das Leben in unserer komplizierten modernen Welt. Überdies ermöglichen Unterrichtsprojekte eine sinnvolle Arbeitsteilung und Differenzierung innerhalb der Schülergruppen. Dieses Lernen legt mehr Gewicht auf Arbeitstechniken (formale Fähigkeiten) und relativiert damit die Bedeutung von blossem Wissen.

Schülermitbestimmung: Die Schüler müssen in der Schule lernen, wie man seine Interessen vertritt, wie man geschickt argumentiert und allenfalls Konflikte löst. Deshalb sind sie in möglichst vielen Bereichen an den Entscheidungen zu beteiligen. Schülervertretungen gehören grundsätzlich in alle Beratungs- und Entscheidungsgremien der Schule – und nicht nur, wenn die Pausenaufsicht diskutiert wird.

Lehrer-Teamwork: Die Lehrer müssen regelmässig ihre Erfahrungen austauschen und gemeinsam diskutieren. Sie müssen aus ihrer Isolation befreit werden (was durch neue Unterrichtsverfahren, an welchen mehrere Lehrer beteiligt sind, unterstützt wird). Bei diesen Diskussionen kann die erforderliche Lehrerfortbildung einsetzen. Überdies arbeiten die Lehrer gemeinsam an der Entwicklung neuer Stoffprogramme, die an der Schule selbst erprobt werden.

Elternmitverantwortung:

Wenn die Kinder zu anderen Verhaltensweisen erzogen werden sollen; wenn die Schulen sich in einen Prozess ständiger Reform begeben wollen, dann kann das ohne Orientierung, Mithilfe, Unterstützung und Verständnis der Eltern nicht klappen. Die gesamte Elternschaft (und nicht nur die kleinen Gruppen, die bereits heute Schulbesuche macht) ist zu aktivieren. Ziel der Aktivierung ist die Abstimmung der Erziehungsprozesse in Schule und Elternhaus und damit die Bewahrung des Kindes vor allzu grossen Spannungen. Voraussetzung dazu ist eine gewisse Schulung der Eltern.

Zur Gesamtschuldiskussion in der Schweiz:

Bereits liegen zahlreiche Schulmodelle nach Gesamtschulart vor, und einige Versuche laufen (zum Beispiel in Dulliken). Leider liegt bei allen Neuerungen das Augenmerk auf der Reform der Oberstufe. Gesamtschule im hier vertretenen Verständnis ist aber ein Prinzip von Förderung, Individualisierung, sinnvollerem Lernen usw., das bereits in die Primarschule gehört. Auch während der ersten sechs Schuljahre wird eifrig Selektion betrieben: Es gibt Sitzenbleiber und Abwanderer in Sonderschulen. Nach dem 6. Schuljahr hat unser Schulwesen die Begabungsstruktur eines Kindes schon soweit geprägt, dass es zu spät ist, um korrigierend einzugreifen. Eine Oberstufenreform nach Gesamtschulrezept wird keine grossen Erwartungen erfüllen können, sondern bloss wieder die schlimmsten Mängel etwas korrigieren. Das kann und darf uns heute nicht mehr genügen.